

WOLFRAM EILENBERGER
Ich glaub, ich werd zum Elch

Buch

Es wird ja gern behauptet, in Nordamerika kämen die Menschen leichter miteinander ins Gespräch. Ich kann das so nicht bestätigen. Meine Probleme beginnen in der Regel bereits beim Gruß: How are you? Wie geht's? Klar, das ist keine Frage. Ich begreife und weiß das. Dennoch bleibt etwas in mir, das jedes Mal wieder ehrlich antworten will. Das erzählen will von der Steuererklärung des vorletzten Jahres, den Bandscheibenproblemen meiner Frau, der Sehnsucht nach einem 7-Minuten-Pils sowie dem geschwellenen Knöchel Bastian Schweinsteigers. Doch habe ich gelernt, an mich zu halten und zu tun, was zu tun ist: I am fine, and how are you?

Autor

Wolfram Eilenberger ist promovierter Philosoph, Autor mehrerer Bücher und Chefredakteur des Philosophie Magazins. Er ist mit einer Finnin verheiratet, Vater von finnisch-deutschen Zwillingen und hat in Finnland nicht nur studiert, sondern auch in der zweiten Fußballdivision gespielt. Er lebt mit seiner Familie in Toronto, Berlin und Koivumäki/Finnland.

Bei Blanvalet von Wolfram Eilenberger bereits erschienen:

Finnen von Sinnen (37583)
Ich glaub, ich werd zum Elch (37810)

Wolfram Eilenberger

Ich glaub, ich werd
zum Elch

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2014 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Erschienen unter dem Titel: »Kanada kann mich mal«
Copyright © 2012 Wolfram Eilenberger/Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk würde vermittelt durch
die Literarische Agentur Michael Gaeb.

Umschlaggestaltung: bürosued

Umschlagillustration: Getty Images/Mick Loates;
Getty Images/Stockbyte; www.buerosued.de

BL · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37810-4

www.blanvalet.de

Für Matt Galloway und alle,
die es ganz besonders gut meinen

Ich weiß, dass die Welt, die ich in den Städten und auf dem Lande antreffe, nicht die Welt ist, die ich *denke*.

Ralph Waldo Emerson, *Erfahrung*

I know that the world I converse with in the cities and in the farms, is not the world I *think*.

Ralph Waldo Emerson, *Experience*

HOW ARE YOU?

Stimmt. Es gibt keinen Grund, sich ernsthaft für mein Leben zu interessieren. Aber bei Gelegenheit fragt man dann doch nach, oder? Neu in der Gegend, ach. Und woher kommen Sie? Finnland, interessant. Wie war noch einmal der Name? Berufsbedingt, Ihre Frau, verstehe. Und die Kinder, Zwillinge. Na, so was! Zweieiig, ja, das sieht man.

Interessiert Sie nicht? Nicht im Geringsten? Macht nichts. Ich werde es Ihnen trotzdem erzählen. Im Prinzip habe ich die letzten sieben Jahre nichts anderes getan, als mich wildfremden Menschen vorzustellen. Da kommt es jetzt auf den einen oder anderen auch nicht mehr an.

Es wird ja gern behauptet, in Nordamerika kämen die Menschen leichter miteinander ins Gespräch. Ich kann das so nicht bestätigen. Meine Probleme beginnen in der Regel bereits beim Gruß: *How are you?* Klar, das ist keine Frage. Ich weiß das. Dennoch bleibt etwas in mir, das

jedes Mal wieder ehrlich antworten will. Das erzählen will von der Steuererklärung des vorletzten Jahres, den Bandscheibenproblemen meiner Frau, der Sehnsucht nach einem Sieben-Minuten-Pils sowie dem geschwollenen Knöchel Bastian Schweinsteigers. Doch ich habe gelernt, an mich zu halten und zu tun, was zu tun ist: *I am fine, and how are you?*

Frage, Lüge. Gegenfrage, Gegenlüge. Ein trauriges Schauspiel, so gesehen. Ich meine, nicht dass man seinem Gegenüber gleich den ewigen Weltfrieden an den Hals wünschen müsste, aber eine kleine, ehrlich gemeinte Hoffnung zu Beginn hat noch keiner Konversation geschadet. Wie etwa beim deutschen Guten Tag. Das ist vernünftig und realistisch. In Finnland wünschen sich die Menschen gesprächseinleitend übrigens einfach nur einen Tag: *Päivää!* Gern auch als Dopplung erwidert: *päivää, päivää!* Vor allem im Winter.

Schwierig, die Sache mit dem Grüßen. Großer Bär weiß das. Großer Bär ist unser Indianer. Genau genommen bewohnt er das Haus direkt gegenüber. Und noch genauer genommen handelt es sich bei Großer Bär nicht um einen Indianer, sondern um ein Mitglied der *First Nations* (so heißen die Indianer hier). Welcher *First Nation* Großer Bär konkret angehört, weiß ich nicht. Genauso wenig wie ich seinen richtigen Namen kenne. Großer Bär spricht nicht mit der Nachbarschaft. Stattdessen gibt er freundliche Handzeichen von seinem Campingstuhl im Vorgarten aus, wenn das Wetter es zulässt. Morgens,

wenn ich die Kinder zur Schule begleite, und nachmittags, wenn wir heimkehren. Immer dieselbe Handbewegung. Nicht eigentlich ein Winken, mehr eine gelassene Klärungsgeste des angewinkelten Unterarms. Die Kinder können es schon ganz gut.

Im Moment geht es mir nicht besonders gut. Das hat vor allem mit dem nahenden Geburtstag meiner Töchter zu tun. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal vor der Aufgabe standen, auf einem kanadischen Großstadtschulhof in besserer Wohnlage vierzehn Einladungen an die jeweils bevollmächtigten Aufsichtspersonen zu verteilen. Konkret bedeutet dies, in weniger als fünf Minuten die Aufmerksamkeit eines knappen Dutzends weit über die Anlage verstreuter internationaler Kindermädchen zu erringen. Sogar geträumt habe ich vergangene Nacht davon: Ohne auf- oder mich gar anzusehen, streckt Joanna die Hand aus, lässt das rosafarbene Kuvert ungeprüft in die rechte Gesäßtasche ihrer eng anliegenden Jeans gleiten, um daraufhin – ihr in grausigen Schnatterlauten geführtes Mobiltelefonat nicht einen Moment unterbrechend – den ihr anvertrauten Sprössling herbeizuwinken. Mit dem Finger zeigt sie auf mich und ruft: *Ab ... Abigail, do you want to go that party? Abigail, do you want to go with this man?*

So schlimm muss es nicht kommen. Aber selbst bei günstigstem Verlauf verbleibt die ebenso kleine wie feine Gruppe jener Hedgefonds-Gattinnen, die ihren ganzen Mutterstolz zeigen, indem sie ihr Kind tatsächlich eigen-

händig die fünfhundert Meter von der Villa zur Schule fahren. Die wenigstens steigen aus. Doch wenn sie es tun, schützen sie sich durch ganzjährig getragene, sehr dunkel getönte Sonnenbrillen. Ein Schleier ist nichts dagegen. Mit einem *How are you* brauchen Sie es da gar nicht erst zu versuchen. Ich habe es wiederholt ausprobiert.

2

NO-GO

Wenn das alles jetzt zu Anfang sehr negativ geklungen hat, bedaure ich es, denn im Prinzip fühlen wir uns ausgesprochen wohl hier. Die Umstände, wie gesagt, sind heute besondere. Außerdem ist es ja so: Familien fühlen nicht. Das tun nur die Individuen, aus denen sie bestehen.

Unsere Familie besteht im Kern aus vier Individuen: meiner finnischen Frau Pia, den bald siebenjährigen Zwillingen Tyyne und Tuuli sowie mir. Und bevor Sie eigens nachfragen müssen, es handelt sich bei Tyyne und Tuuli tatsächlich um weibliche Vornamen. Durchaus gängige sogar. Zumindest in Finnland. Tyyne bedeutet übersetzt »Stille« oder »Friede«, insbesondere in Form der Ruhe eines Waldsees am frühen Morgen, Tuuli »Wind« oder »frohes Lüftchen«, insbesondere in Form einer erfrischenden Brise auf dem morgendlichen Waldsee. Also eine Art nordisch gewendete Yin-Yang-Dynamik. So hat es mir meine Frau erklärt.

Affig, gesucht oder gar kulturell gezwungen sollte ein Vorname ja in keinem Fall wirken. Andererseits aber auch nicht schal oder allzu gängig, wobei sich die Situation vor allem in Bezug auf die zweite der beiden Gefahren grundlegend verschärft hat. Mag man es Eltern, die beispielsweise den Nachnamen Herrmann tragen, noch nachsehen können, ihre Kinder in den Siebzigerjahren Jochen oder Julia genannt zu haben, lässt sich eine vergleichbare Entscheidung zu Beginn des dritten Jahrtausends nur als Verbrechen an der Zukunft des Sprösslings bezeichnen: Versuchen Sie mal, einen Jochen Herrmann, geboren nach 2000, im Internet zu finden! Hoffnungslos. Ein Wesen ohne Kennung und also Anerkennung.

Ebenfalls unbedingt zu vermeiden sind nach Möglichkeit Umlaute wie ä, ö oder gar ü. Wie hässlich das auf Mailadressen immer aussieht! Zumal die erforderliche Abweichung der Schreibweise – zum Beispiel »bjoern.loeser« oder »bjorn.loser« – global keiner festen Regel folgt und damit lebenslange Nachfragen und Verwechslungen nach sich ziehen muss. Was wir da schon mitgemacht haben! Vor drei Jahren wäre uns um ein Haar die Einreise in die USA verweigert worden, weil die Schreibweise des Namens auf dem Arbeitsvisum meiner Frau (Paivio) nicht mit der Schreibweise in ihrem finnischen Reisepass (Päiviö) identisch war und sie bereits fünfzehn Jahre zuvor als »Pia Paeivioe« eine amerikanische *Social Security Number* zugewiesen bekommen hatte. Aber machen Sie derlei rein alphabetisch bedingte Auffälligkeiten mal einer eisenharten Einwanderungsbe-

amtin klar, während Ihre von einem zehnstündigen Air-India-Flug vollends entkräfteten vierjährigen Töchter simultan das Handgepäck vollkotzen.

Da sich die geteilte nationale Identität der Zwillinge nach unser beider Wunsch bereits im Namen widerspiegeln sollte, verblieb also ein überraschend klein gewordener Pool finnischer Vornamen zur Auswahl, die keine Umlaute aufweisen, wie es Äänis, Märta, Päivi, Heljä tun, und denen überdies kein allzu offensichtliches interkulturelles Hänselepotenzial zu eigen ist wie Titta, Lalli, Foka, Anu. Nur zu lebendig stand uns der Fall der guten Minna Järvenpää – einer Doktorandenkollegin meiner Frau – vor Augen, die als Ethnologin eine Juniorprofessur im bayerischen Bamberg angenommen hatte, jedoch binnen Jahresfrist nach Jyväskylä zurückkehren musste, da es ihrer damals zehnjährigen Tochter Heini trotz wiederholter Schulwechsel nicht gelingen wollte, sich erfolgreich in den jeweiligen oberfränkischen Klassenverband zu integrieren. Der Vorname spricht sich korrekt übrigens Häini aus. Aber was hilft das schon, in so einem Fall?

Vergleichbare Diskriminierungen drohen hierzulande nicht, denn an den Grundschulen Torontos werden Namenshänseleien als wahre Kapitalverbrechen betrachtet und streng geahndet. Absolutes No-Go, schlimmer noch als Nussartikel in der Lunchbox!

Wenn ich an die großen Pausen meiner westdeutschen Grundschulzeit denke, erinnere ich mich an wahre Nutella-Orgien (mit Gesicht einschmieren, Kacka-Ani-

mationen und allem Drum und Dran), bei denen sogar schwächliche Außenseiter munter mitmachten beziehungsweise mitmachen mussten, ohne dass es dabei auch nur einziges Mal zu Asthmaproblemen gekommen wäre. Bei genauerem Studium des warnenden Informationsblattes, das zu Beginn eines jeden nordamerikanischen Schuljahres von den Kindern zur Kenntnisnahme mit nach Hause gebracht wird, entsteht allerdings der Eindruck, es handle sich bei den Inhaltsstoffen der großen Familie der Nüsse um eine Mischung aus Schweinegrippeviren, Milzbrandbakterien und HI-Viren: »Selbst geringste Spurenelemente« könnten zu »lebensbedrohlichen Situationen« führen. Sofern in den eigenen vier Wänden direkter Kontakt mit Nüssen bestehe, sei »gründliches Händewaschen dringend erforderlich«, auf dem Gelände der Schule sei aber jegliches Nahrungsmittel, das Nüsse enthalte, und das zitiere ich jetzt im kanadischen Original, *absolutely verboten*.

Nutella-Brote als Pausensnack fallen für unsere Mädchen also aus, wie auch Nutella am Frühstückstisch. Wir alle – oder zumindest diejenigen, die einmal das Vergnügen hatten – wissen ja über das geschilderte Problem hinaus aus eigener Erfahrung, dass der Genuss von dick bestrichenen Nutella-Brotchen mit dem Verbleib dunkelbrauner Spuren an Körper und Kleidung einhergeht. Es ist schon sehr schade. Da stirbt ein Stück Tradition.

Doch bleiben wir beim Positiven! Man nimmt es in diesem Teil der Neuen Welt ganz besonders ernst mit dem Schutz von Minderheiten sowie der Sorge um die

mannigfachen Gefahren sozialer Ausgrenzung. Deshalb ist es heute auch an mir, die Geburtstageeinladungen möglichst diskret unter den jeweiligen Aufsichtspersonen zu verteilen. Das Übergehen eines Teils der Kinder, erklärte mir Schulleiter Joe Conrad, erzeuge unnötige soziale Spannungen im Klassenverband, nähere ein Klima des Misstrauens und der Grüppchenbildung.

Ich glaube es gern, müsste allerdings eigentlich zu bedenken geben, dass Erstklässler des Sprechens mächtig und somit in der Lage sind, sich innerhalb ihrer jeweiligen Bezugsgruppe, in der Regel auch über deren Grenzen hinweg, über nahende Geburtstagsfeiern samt detaillierter Gästelisten öffentlich auszutauschen. Dergleichen geschieht, selbst wenn es nicht schön ist und am Ende manch einer traurig aus der Wäsche schaut. Um wenigstens die Fassade zu wahren, wird absolute Gleichbehandlung vorgetäuscht, indem das Problem in den Verband der Klasseneltern verlagert wird und damit in eine Gemeinschaft, deren Mitgliedern vergleichbare Spannungen, Kränkungen und komplex überlagerte Anerkennungsnoté vielleicht auch nicht ganz fremd sind.

»Mist!«

»Was ist denn Mist, Paps? Hast du die Einladungen wieder vergessen?«

»Nein, keine Sorge, Tuuli, heute habe ich sie dabei. Alles okay. Du weißt doch, dass der Papa manchmal mit sich selbst redet.«

»Ja, weiß ich. Aber was ist denn so Mist?«

»Nichts, wirklich, gar nichts. Alles in bester Ordnung.«

Die Stille ist tief.

»Aber sonst ist alles in Ordnung?«, frage ich. Eine andere Erwiderung auf den Aufschrei »Huch, da sind ja zwei!« will mir partout nicht einfallen.

»Ja, so weit alles in Ordnung«, antwortet Dr. Concha Fernandez-Schubbach und lässt den Kopf des Ultraschallgeräts nun wieder routiniert über den eingegelten Unterbauch meiner finnischen Frau gleiten. »Wollen Sie das Geschlecht wissen?«

Wir blicken einander an.

»Das hintere hält sich versteckt, aber das vordere ist ein Mädchen. Sehen Sie hier, ganz klar, das Brötchen!«

Ich rücke ein wenig näher an den Monitor. »Ja, das Brötchen«, nicke ich mit zugekniffenen Augen, obwohl ich beim besten Willen kein Brötchen ausmachen kann und auch sonst nichts, was entfernt an werdende weibliche Geschlechtsorgane erinnert.

Klar zu erkennen sind die Brötchen erst Wochen später auf drei riesigen, frei von der Decke hängenden Plasmabildschirmen.

»Da, die Brötchen!«, flüstere ich meiner Frau mit brüchiger Stimme zu, während die Ärztin wohlgeschwungene Laserringe um die Nackenfalten der zappelnden Kreaturen zieht, wie ein Gott bei der Schöpfung es getan haben könnte. »Ist doch alles in Ordnung, oder?«

»Wir rufen Sie dann später noch einmal herein.«

Geduld haben.

Keine so leichte Sache. Aus Sicht des sorgenden Vaters gestaltet sich die Schwangerschaft ja als eine neun Monate währende Frage nach der Befindlichkeit seiner Mutter und deren Leibesfrucht. Sorry, ich meinte natürlich, seiner Frau oder Lebensgefährtin, oder wie immer sich die Beziehung im Einzelfall darstellen mag, und deren Leibesfrucht.

Die Ärztin gibt zum Glück Entwarnung. Es ist tatsächlich alles in Ordnung.

»Haben Sie Zwillinge in Ihrer Familie?«, fragt der diensthabende Assistenzarzt und sieht sich den erst leicht geöffneten Muttermund genauer an.

Ein sympathischer Mann mit Nickelbrille und modisch kahl geschorenem Kopf, leider Gottes in meinem Alter und deshalb naturgemäß nicht vertrauenswürdig.

»Ja, eine meine Tanten hatte welche. Und Großmutter von Mutter war auch einer«, antwortet meine Frau. Ich höre das nach sieben Jahren Beziehung, drei Mona-

ten Ehe und fünfunddreißig Schwangerschaftswochen zum ersten Mal, will aber nicht wieder streiten, lächle also und umkralle mit beiden Händen den Henkel der Reisetasche, die seit Wochen fertig gepackt in unserer Wohnung stand.

»Sieht im Prinzip gut aus«, meldet der Höhlenforscher nach einer Weile. »Wann genau, sagten Sie, ist die Fruchtblase geplatzt?«

»Vor zwei Stunden«, blende ich mich von meinem Plastikstuhl am Kopfende der Liege ein. »Und was bedeutet, wenn ich kurz nachfragen darf, ›sieht im Prinzip gut aus?«

»Nun, es bedeutet, dass es im Prinzip gut aussieht. Sie haben es selbst gehört, die Herztöne sind in Ordnung. Das hintere Kind ist ein wenig kleiner, aber nicht so, dass es uns Sorgen bereiten müsste. Vor allem aber: keine Anzeichen einer Infektion. Hat Ihre Hebamme denn nicht erklärt, was in einem solchen Fall zu tun ist?«

O doch, das hatte sie. Sogar wiederholt. Aber soll ich dem guten Mann jetzt wirklich auseinanderlegen, dass die Mutter meiner Frau noch in einer finnischen Waldsauna das Licht der Welt erblickte, ohne Ultraschalluntersuchungen, Pränatalscreening und Schwangerschaftspilates, sondern mit nichts als einem Eimer warmem Wasser sowie den erfahrenen Händen der zahnlosen Familienhebamme Kaisa? Und dass meine Frau es mir, wie ich annehme, vor allem aufgrund dieser kulturellen Prägung kategorisch untersagte, nach dem Platzen der Frucht-